Der Maler RAOUL RIS (62) wohnt in einer dreihundert Jahre alten Wohnung mitten in der Berner Altstadt.

Ich bin als Zwanzigjähriger nach Bern gekommen. Von Olten gibt es ja nur vier Möglichkeiten: nach Zürich, nach Basel, nach Luzern oder eben nach Bern. Zuerst wohnte ich in einer WG auf dem Land, mein Traum war es aber schon immer, als Maler in der Altstadt zu leben und in der Beiz Commerce abzuhängen. Seit rund zwanzig Jahren wohne ich nun in dieser Altbauwohnung in einem ungefähr dreihundertjährigen Haus an der Postgasse – der ruhigsten Gasse der Altstadt.

Wobei, heute ist sie gar nicht mehr so ruhig. Früher war das Leben hier anders, eigentlich war die Berner Altstadt wie ein richtiges Dorf. Man kannte sich, es herrschte ein Gemeinschaftsgefühl. Jetzt geht man auf die Gasse und fühlt sich fast wie in einer fremden Stadt. Man muss sich die Gasse regelrecht zurückerobern. Sie hat viel persönlichen Charakter verloren und ist sehr touristisch geworden.

Ich habe das Glück, in einer unsanierten Wohnung zu leben. Der Holzboden knarrt, die Küche ist alt und simpel. Der Besitzerin geht es nicht ums Geldmachen, ihr sind erschwingliche Mieten wichtiger. Auf diesem Stock waren früher zwei Wohnungen, diejenige zur Gasse für die Personen mit etwas mehr Geld und diejenige mit Terrässli nach hinten zur Aare – meinem Blick in den Amazonas – für die mit etwas weniger Geld. In jeder Wohnung lebten vier Leute, das WC teilte man sich. Wo früher die Küche der hinteren Wohnung war, ist heute mein Badezimmer; eine eigene Dusche hatte man damals noch nicht.

Meine Wohnung wird somit durch das Treppenhaus geteilt. Die Türen zu beiden Wohnungsteilen lasse ich insbesondere im Sommer immer offen. Mich stört es nicht, wenn die anderen Hausbewohner in meine Wohnung sehen, das Leben hier ist persönlich. Wir kennen uns ohnehin sehr gut, viele leben schon seit etlichen Jahren hier. Jeden Montag koche ich für das Haus, dann sitzen wir in meinem Wohnzimmer und plaudern oder machen noch einen Jass.

Ich wohne allein in dieser Vierzimmerwohnung, für mehr Personen wäre es zu eng, denn sie dient gleichzeitig als mein Atelier. Überall hängen Bilder – im Gang sind die Skizzen aufgehängt zum Trocknen, an den Wänden die unfertigen Bilder, damit ich sie mir anschauen kann und «gspüre», wie ich sie fertig malen muss. Inspiration hole ich mir, wenn es geht, gar keine. Ich will nicht mit dem Kopf malen – mir ist der Strich wichtig. Die Bezeichnung Künstler mag ich überhaupt nicht. Ich bin Maler.

Die Ideen entstehen, wenn ich nachts um halb eins an meinem roten Tisch, einem kleinen Bistrotisch im Zimmer zur Gasse hin, sitze. Das ist die beste Zeit für mich, denn dann ist die Gasse ruhig, die Beizen sind zu, es hat keine Betrunkenen mehr. Ich höre nur noch das Plätschern des Brunnens unten in der Gasse. Dieses Geräusch ist sehr eindrücklich in der stillen Nacht. Ich arbeite bis ungefähr um 3 Uhr, dann gehe ich schlafen.

Ich habe das grosse Privileg, so lange zu schlafen, wie ich will. Um etwa 11 Uhr stehe ich auf, mache Kaffee. Dann gehe ich ins Atelier. Bevor ich abends mit dem Kochen beginne, mache ich um 17 Uhr noch eine kleine Siesta.

Protokoll EVA HIRSCHI
Bild ULRIKE MEUTZNER